



Günter Stock

Strategien zur Exzellenzförderung

am Beispiel der Debatte um die Geisteswissenschaften

Zum Exzellenz-Wettbewerb

Die Diskussionen anlässlich des Exzellenz-Wettbewerbs, die wir nach der Entscheidung des Wissenschaftsrates und der DFG erlebten, haben etwas Bedrückendes und Groteskes zugleich. Erinnern wir uns an das monatelange Gezerre darüber, ob dieser Wettbewerb überhaupt und wenn ja, in welcher Form er stattfinden dürfe. Die Freude über das dem Wissenschaftssystem zugedachte strategische Entwicklungsgeld wurde von Anfang an getrübt durch die Frage nach Bund-Länder-Kompetenzen und zum Teil auch durch die Frage nach der generellen Sinnhaftigkeit eines solchen Wettbewerbs. Als dann nach zähem Ringen endlich Einigkeit erreicht wurde, konnten alle mit großer Erleichterung feststellen, dass die Politik sich in seltener Einmütigkeit dazu entschieden hatte, die dem Wettbewerb zugrunde gelegten Auswahlkriterien nach rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu definieren. Diese Entscheidung war notwendig mit der Forderung verknüpft, dass Wissenschaft – und zwar die internationale Wissenschaft – eine hervorragende Rolle bei der Auswahl der verschiedenen Exzellenzprogramme spielen sollte.

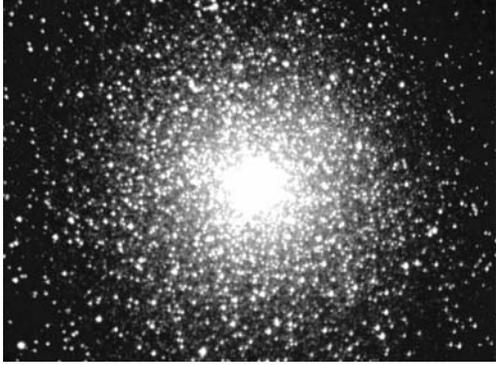
Da im Rahmen dieses Wettbewerbs nicht primär bisher erbrachte Leistungen, sondern ausdrücklich Programme und längerfristige Projekte zum Ausbau und zur Neuprofilierung und Wiederbelebung der Universitätsidee begutachtet wurden, war von Anfang an klar, dass auch wissenschaftspolitische Sensibilität gefragt war, stand und steht doch die internationale Wettbewerbsfähigkeit unseres Landes zur Debatte. Aber in einem noch stärkeren Maße geht es um die internationale Wettbewerbsfähigkeit unserer jungen Menschen, die durch die Wissenschaft gebildet, ausgebildet und für das Leben vorbereitet werden sollen. Es darf und kann also gar keinen Gegensatz zwischen wissenschaftsbasierter Beurteilung und wissenschaftspolitischer Weit-

sicht und Klugheit geben. Wissenschaftsrat und DFG haben bislang durchaus Wichtiges auf diesen Gebieten geleistet.

Die in der ersten Auswahlrunde getroffenen Entscheidungen sind bemerkenswert. Sie zeigen, dass es bei den Graduiertenschulen kein grundsätzliches Ungleichgewicht zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften gibt. Bei den Exzellenz-Clustern sind die Entscheidungen eher zugunsten der naturwissenschaftlichen oder naturwissenschaftsnahen Cluster ausgefallen. Die Antragslage aber macht deutlich, dass Clusterbildung keineswegs nur von Naturwissenschaftlern für attraktiv befunden wird. Daher ist es also möglich, solche Anträge auch innerhalb der Geisteswissenschaften und vor allem auch entlang der Schnittstellen von Geistes- und Naturwissenschaften zu formulieren. Die Tatsache, dass die Geisteswissenschaften in diesem Wettbewerb noch etwas schlechter weggekommen sind als die klassischen Naturwissenschaften, zeigt nur, dass wir erneut sehr intensiv über die strukturellen Ursachen und vielleicht auch über neue Programme nachdenken sollten; keineswegs beweist dies aber die generelle Untauglichkeit eines solchen Ansatzes für die Geisteswissenschaften.

Was aber nun die Elite-Universitäten angeht, hat sich die Kommission meines Erachtens durchaus mutig verhalten. Bezeichnenderweise gibt es ja hinsichtlich der Auswahl der drei Universitäten keinen Dissens; Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker sind sich in dieser Frage einig. Ich halte dies für eine außerordentlich wichtige Tatsache.

Uneinigkeit bestand lediglich bei der Frage, ob man bei nicht-eindeutigen Kandidaten durch zusätzliche Argumente eine Kompromisslinie finden sollte, um das vorgegebene Quorum von fünf ausgewählten Universitäten doch noch zu erreichen sowie um möglicherweise zwischen Nord und Süd bestehende strukturelle Ungleichheiten auszugleichen.



Aus zwei Gründen halte ich das jetzige Vorgehen für besser:

1. Man einigt sich kraftvoll auf das Zweifelsfreie und gibt allen anderen in der folgenden Runde die Chance nachzubessern, um möglicherweise auch den Qualitätsstandard der bereits gekürten Elite-Universitäten zu erreichen.
2. Es stärkt die Glaubwürdigkeit des Verfahrens und macht deutlich, dass es nicht um die Erfüllung von Quoten, sondern um die Messung und Bewertung von Exzellenz geht, wenn man mutig zugesteht, dass nach den gewählten, anspruchsvollen Kriterien lediglich drei Universitäten diese erfüllen – soweit dies mit unseren heutigen Instrumentarien möglich ist.

Mein Appell ist also, die gefundene Einheitlichkeit der Beurteilung als einen großen Erfolg der wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Beurteilung zu werten. Ich empfehle sehr, die Fälle, in denen Entscheidungen nicht oder noch nicht möglich waren, jetzt nicht zum Konfliktfall hochzustilisieren, um einen Gegensatz zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftspolitikern heraufzubeschwören und zu forcieren, und dann ausführlich eine Debatte zu Verfahrens- und Beurteilungsfragen zu führen, die den gesamten Wettbewerb stört oder verzögert.

Wir sollten in der zweiten Runde vielmehr versuchen, die Erfahrungen zu nutzen und die Gültigkeit jener Kriterien zu bestätigen, welche der jetzt gefällten Entscheidung zugrunde liegen. Nichts wäre verheerender, als einen Konflikt zwischen Wissenschaft auf der einen und Wissenschaftspolitik auf der anderen Seite zu provozieren, den es in der Sache gar nicht gibt (wie die unter den »Gekürten« bestehende Übereinstimmung ihrerseits belegt). Lachende Dritte könnten allenfalls diejenigen im Lande und in den Regierungen sein, welche ausschließlich der finanziellen Dimension eines Staatswesens die Priorität zuweisen. Wissenschaft und Wissenschaftspolitik verfolgen jedoch, wenn ihre Akteure richtig handeln, im Idealfall die gleichen Ziele. Von diesem Bewusstsein sollte auch ihr Verhalten in der nahen Zukunft bestimmt sein.

Gemeinsam könnten wir aus unseren derzeitigen Erfahrungen folgende Lehren ziehen:

1. Wir müssen sehr ernsthaft danach fragen, welche strukturellen Schwächen während des Exzellenz-Wettbewerbs zutage getreten sind, und ob es Möglichkeiten gibt, diese Mängel durch entsprechende Maßnahmen oder an-

- dere zusätzliche Programme auszugleichen. Niemand kann der Meinung sein, dass wir mit einem einzigen Exzellenzprogramm alle Herausforderungen bewältigen und alle Probleme des heutigen universitären Systems lösen können. Gefragt ist also Kreativität und nicht Streit.
2. Wir alle sollten darauf achten, dass aus den Erfahrungen aus der ersten Phase des Exzellenz-Wettbewerbs möglichst stringent und zielorientiert im Hinblick auf die jetzt laufenden Verfahren Konsequenzen gezogen werden. Dass wir alle in einem für uns neuen Verfahren hinzulernen müssen und können, ist für denjenigen, der Forschung betreibt, eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Nur so kann Fortschritt überhaupt entstehen und der gesamten Gesellschaft zugutekommen.
3. Der Exzellenz-Wettbewerb zeigt exemplarisch, wie wichtig positive Incentive-Strukturen, also institutionelle Anreize sind, um Änderungen herbeizuführen. Dass die Hoffnung auf maximal zehn Prozent eines derzeitigen Hochschulhaushaltes eine ganze Universität dermaßen in Bewegung zu versetzen vermag, wie es dieser Exzellenz-Wettbewerb letztlich getan hat, ist eines der schönsten Ergebnisse dieses Wettbewerbs überhaupt.

Zur Debatte um die Geisteswissenschaften

Außerhalb der Diskussion um den Exzellenz-Wettbewerb – aber durchaus mit einem ähnlichen Ziel – wurde durch das *Manifest Geisteswissenschaften* (2005) der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und durch die ausführlichen Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland eine Debatte über den Status und den Zustand der Geisteswissenschaften in unserem Land ausgelöst. Diese Debatte war und ist notwendig – überraschenderweise zeitigt sie auch bereits erste Ergebnisse.

Als ein an der Sache Interessierter, aber auch als Betroffener (was die lebhafteste Diskussion unseres *Manifestes* angeht), möchte ich heute konstatieren, dass das *Manifest* diese weitreichende Debatte in der Tat angestoßen und auch der Diskussion des Wissenschaftsratspapiers zum Teil den Boden bereitet hat.

Das *Manifest* wendet sich an eine selbstbewusste, starke Geisteswissenschaft und deren Vertreter. Seine Autoren dachten nicht im Traum daran, mit ihr schonend



wie mit einem ›Patienten‹ umzugehen. Das Wissenschaftsratspapier hat dies etwas eleganter gelöst: Es hat dem vermeintlichen ›Patienten‹ Geisteswissenschaft Mut zugesprochen und war deswegen der allgemeinen Zustimmung gewiss. Dass in den Empfehlungen des Wissenschaftsrates dann aber sehr präzise und an vielen Stellen krisenhafte Entwicklungen diagnostiziert wurden, wurde von den betroffenen Disziplinen und deren Fachvertretern gar nicht mehr als kritisch empfunden.

Spätestens an den Empfehlungen lässt sich jedoch ablesen, dass die Ausgangslage in der Tat in beiden Papieren identisch war. Es ist mittlerweile unbestritten, dass die Schaffung größerer Exzellenz-Zentren, Advanced Schools oder eines neuen Kolleg-Typs ein wichtiger Vorschlag ist, der mit großer Wahrscheinlichkeit auch durch die DFG und die Bundesregierung gefördert werden wird. Ein erster Erfolg also. Die Frage, ob Mini-Fakultäten, Zentren-Bildungen oder interuniversitäre Kooperationsmodelle zur Schaffung großer Einheiten erfolgreich sein können, bedarf noch einer weiteren Vertiefung und Prüfung.

Jedenfalls hat der Exzellenz-Wettbewerb auch hier einen bedenkenswerten Befund erbracht: Man kann aus dem Endergebnis schließen, dass die Geisteswissenschaften insgesamt bei dieser Art der Betrachtung von Wissenschaft nicht so erfolgreich sind wie die Naturwissenschaften. Man kann aber auch umgekehrt formulieren: Aus der Güte und Menge der eingereichten Vorschläge zur Clusterbildung lässt sich ableiten, dass dieses Instrument durchaus geeignet ist, auch in geisteswissenschaftlichen Disziplinen einen deutlichen Mehrwert zu schaffen. Der noch nicht befriedigende Ausgang des Exzellenz-Wettbewerbs könnte – was die Geisteswissenschaften betrifft – auch ein Dokument dafür sein, dass die Erfahrungen mit diesem Instrument im Bereich der Geisteswissenschaften einfach noch nicht in dem Maße ausgeprägt sind wie im Bereich der Naturwissenschaften. Auf jeden Fall haben die Anträge verdeutlicht, dass Erfolg besonders dann möglich ist, wenn Geistes- und Naturwissenschaften innerhalb kombinierter Anträge miteinander in Kooperation treten. Insoweit machen die Erfahrungen aus dem Exzellenz-Wettbewerb auch Mut in Bezug auf die Empfehlungen sowohl des *Manifestes Geisteswissenschaften* der BBAW als auch des entsprechenden Papiers des Wissenschaftsrates.

Eine wichtige und zentrale Empfehlung des *Manifestes* besteht darin, die Geisteswissenschaften in stärkerem

Maße einer europäischen Vision zu öffnen. Es ist nicht nachvollziehbar, warum es europäische Großforschungsinstitute für Naturwissenschaften, jedoch keine vergleichbaren Institute für die Geisteswissenschaften gibt. Die Existenz der Stiftung ›Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland‹ (DGIA) belegt, dass ein derartiges Modell prinzipiell funktionieren könnte. Wichtig wäre jetzt, Brückeninstitute oder auch gemeinsame Institute zu schaffen – zunächst bilateral, aber möglichst rasch auch mit mehreren europäischen Partnern. Die Schaffung eines daran angeschlossenen großen Kooperationsnetzwerks würde diese Institution stärken und sogar tragen können. Dieser Anstoß bedarf noch einer Konkretisierung und anschließend einer baldigen Implementierung. Vielleicht bieten das aktuelle Jahr der Geisteswissenschaften und insbesondere die deutsche EU-Ratspräsidentschaft eine ideale Gelegenheit, über ein derartiges neues institutionelles Element intensiver nachzudenken. Diese Konstellation könnte meines Erachtens eine hervorragende Möglichkeit zur Schaffung einer ganz besonderen, auf die Geisteswissenschaften zugeschnittenen Initiative im europäischen Forschungsraum bieten.

Es ist an der Zeit, die vorhandenen und vorliegenden Vorschläge zu präzisieren und zu kompletieren, aber vor allem auch das, was als gut und richtig empfunden wird, praktisch umzusetzen. Es wäre bedauerlich, wenn aus der Debatte immer nur der Eindruck und die Erinnerung übrig blieben, dass Geisteswissenschaftler vor allem Zeit benötigen – ein Argument, das wahrscheinlich nicht nur auf die Geisteswissenschaften zutrifft.

Vielleicht ist eine arbeitsteilige Arbeitsweise in größeren Verbänden nicht für alle, aber für viele Bereiche geisteswissenschaftlicher Forschung ebenso von Vorteil, wie sich dies für die Naturwissenschaften und in jüngster Zeit auch für die Biowissenschaften als segensreich herausgestellt hat. Mein Appell lautet daher: Versuchen wir es in den Geisteswissenschaften mit neuen Arbeitsformen, die sich in anderen Bereichen bereits bewährt haben!

Und schließlich: Wirkliche Langzeitvorhaben im Bereich geisteswissenschaftlicher Forschung, wie beispielsweise Editionen wichtiger literarischer und wissenschaftlicher Werke oder Wörterbuchprojekte mit einer Bearbeitungsdauer von mitunter mehreren Jahrzehnten, sind nach wie vor an den Akademien unseres Landes sehr gut aufgehoben. Akademien der Wissenschaften bilden ein wirksames, hilfreiches und – richtig betrachtet – auch



modernes Instrument, um besonderen Formen geisteswissenschaftlicher Arbeit, die nicht ohne Weiteres an Universitäten zu verorten sind und in deren Profil passen, eine wissenschaftliche Heimstatt zu bieten und sie somit effizient zu befördern.

Wenn es jetzt noch gelänge, das europäische Element durch Gründung europäischer Forschungsnetze und/oder Forschungsinstitute stärker als bisher ins Spiel zu bringen, stünde uns zur Erfüllung unserer Aufgaben ein vorwärtsgerichtetes und vielfältig differenziertes strategisches Instrumentarium zur Verfügung – aus selbstbewussten und starken Disziplinen, deren wir dringend bedürfen, um unsere Zukunft zu gestalten.

»Die Aussicht, zu den Besten zu gehören, und das damit verbundene Renommee sind mehr wert als das Geld, was das pro Jahr zusätzlich bringt. Diese Reputationskapitalien haben eine enorme Bedeutung – sie haben zu einer großen Dynamik an den Hochschulen sowie zu exzellenten Ideen geführt.«
Peter Strohschneider